Carl Heinrich Schmolze,

Eine Lebens-Skizze.

Der Deutsche Künstler-Verein,

„Die Namenlosen."

Zwei Vorträge, gehalten vor dem Deutschen Pionier-Verein zu Philadelphia,

von

Ferdinand Moras.

Gedruckt für den Pionier-Verein.

Philadelphia:
Globe Printing House, No. 112 und 114 Nord Zwölfte Straße.
1885.

B
S 56 m
Rattermann
M.F.B.
1 D '21

Zur Einführung.

Die beiden Vorträge, welche den Inhalt dieses Heftes bilden, wurden von Herrn Ferdinand Moras vor dem Pionier-Vereine von Philadelphia gehalten und sind ganz im Sinne der Aufgabe, welche sich dieser Verein gestellt hat.

So viel Gutes und Lobenswerthes die Deutschen in ihrem Adoptiv-Vaterlande geleistet haben, eins ist von ihnen nur zu sehr verabsäumt worden, nämlich eben dies Gute und Lobenswerthe dem Gedächtniß kommender Zeiten zu überliefern. Ereignisse, welche keine schriftliche Aufzeichnung erfahren, verfallen bald der Vergessenheit und ein Lebenslauf, der während seiner Dauer die Augen der Zeitgenossen auf sich zog, ist eine Generation später der Erinnerung entschwunden, wenn nicht die Schrift der verblassenden Tradition zu Hülfe kommt.

So ist es denn gekommen, daß unsere Kenntniß von dem Leben und Streben verdienstvoller deutscher Männer in Amerika eine äußerst beschränkte und lückenhafte ist. Nur wenig wissen wir von den Thaten der Deutschen im Revolutionskriege, obschon es feststeht, daß sie in großer Anzahl als Kampfgenossen mitgerungen haben. Wer erinnerte sich noch des braven Bäckers Christoph Ludwig in Philadelphia, den Washington ehrte und auszeichnete, hätte nicht ein Amerikaner, Dr. Benjamin Rush, ein lebensvolles Bild von ihm entworfen?

In Cincinnati hat die dort seit 1869 erscheinende Monatsschrift „Der Deutsche Pionier" diesen Unterlassungsfehler abzustellen unternommen und der rastlosen Thätigkeit des verdienstvollen Redakteurs, Herrn H. A. Rattermann, kann dafür nicht genug Anerkennung gezollt werden. In Philadelphia versuchte es der Pionier-Verein, den Sinn für Forschung auf dem Gebiete deutsch-amerikanischer Geschichte in ähnlicher Weise zu wecken und veranstaltete zu diesem Behufe eine Reihe von Vorträgen, die in den Jahren 1881–1885 gehalten worden sind.

Das Feld ist groß aber die Zahl der Schnitter blieb hinter den gehegten

p 44966

Erwartungen zurück. Dennoch ist Vieles zur Sprache gekommen, was ohne die Anregung des Vereins schwerlich an's Licht getreten wäre.

Besonders schätzenswerth sind Mittheilungen über eine noch nicht zu fern liegende Vergangenheit, wofür die Erinnerung lebender Zeugen benutzt werden kann. Dahin gehören die vorliegenden Vorträge des Herrn Moras über den hiesigen deutschen Künstlerverein und den Maler C. H. Schmolze, die ersten, welche druckfertig zur Verfügung gestellt wurden. Andere Arbeiten sollen folgen, sobald deren Verfasser sie für die Veröffentlichung einliefern. Ausgeschlossen davon bleiben die im Pionier-Vereine gehaltenen Vorträge des Unterzeichneten, indem diese in erweiterter Form unter dem Titel „Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte" kürzlich bei Herrn E. Steiger in New York erschienen sind.

Oswald Seidensticker.

Philadelphia, Juli 1885.

Carl Heinrich Schmolze,

Eine Lebens-Skizze.

Vortrag gehalten vor dem Pionier-Verein zu Philadelphia am 28. Oct. 1881.

Im Jahre 1859 starb zu Philadelphia der deutsche Künstler Carl Heinrich Schmolze. Wohl Manche von den Anwesenden mögen sich seiner erinnern. Er war eine Persönlichkeit, die einmal gesehen man nicht leicht vergißt. Tief schwarzes Haar und Vollbart, ein geistvolles Auge, kühn und edel geformte Züge, gaben seinem Gesichtsausdruck etwas Entschiedenes, Positives; und wie die Natur seine Physiognomie geprägt hatte, so war auch der Mann: leidenschaftlich, kühn, und genial in seiner Kunst.

Er war geboren 1823 zu Zweibrücken, in der Rhein-Pfalz. Die in der Pfalz zahlreichen Familien der Schmolze, sind, nach seinen eigenen Mittheilungen, von spanischer Abkunft. Ein aus dem Zuge Alba's nach den Niederlanden dort zurückgebliebener Spanier, soll der Ahnherr dieser Colonie gewesen sein. Der stark ausgeprägte südliche Typus: schwarzes Haar mit dunkler Hautfarbe, den sie alle haben, scheint die Tradition zu bestätigen. Der Knabe Schmolze war, nach dem Zeugniß von einigen seiner Schulkameraden, ein talentvoller Schüler, der schon frühzeitig eine besondere Vorliebe und Anlage für das Zeichnen hatte. Ebenso zeigte sich schon damals der ihm eigenthümliche starke Hang zur Satire. Die Gefahren, die der Genius mit sich bringt hat auch er früh kennen gelernt; denn manche schöne Stunde hat er „brummen" müssen für die Anfertigung von nicht sehr schmeichelhaften Abbildungen eines seiner Vorgesetzten. Zwischen dem Pedell des Progymnasiums und Schmolze scheint keine große Innigkeit geherrscht zu haben; dennoch widmete ihm der junge Künstler bedeutende Aufmerksamkeit. Da war kein Scheunenthor, keine Gartenthür oder weiße Mauer, die er auf seinen Wegen fand, welche er nicht mit dem wohlgetroffenen, grotesken Bildniß dieses Würdenträgers schmückte. Die Schadenfreude, natür-

lich, machte dem Original gleich Anzeige davon, und so sah man eine Zeit lang den geplagten Mann, in seinen Freistunden, mit einem nassen Schwamm unter dem Rock, herumreisen, um auf seine Bilder zu fahnden.

Nach dem Wunsche des Vaters sollte der junge Schmolze als Jurist studiren, damit er, wo möglich, später in das Amt des Vaters, der königlicher Notar war, eintreten könne. Allein der Knabe, mit Hülfe seiner Mutter, die eine sehr gebildete und schöne Frau gewesen sein soll, setzte es endlich durch, daß er sich seinem Lieblingsfach, der Kunst, widmen durfte. Der Vater schickte ihn darauf nach Metz zu einem Maler auf drei Jahre in die Lehre. Was er da gelernt und wie es ihm überhaupt dort ergangen, davon haben wir keine Kunde. Wir finden ihn wieder zu München zur Zeit der Entstehung der „Fliegenden Blätter." Schmolze war, wenn nicht einer der Gründer, doch sicher einer der ersten Mitarbeiter; denn die ersten Nummern enthalten Zeichnungen von ihm, vielleicht auch Gedichte. Zur Zeit von 1847 zu 1848 waren diese Blätter für den feurigen Schmolze zu zahm. Er gründete mit einigen Gesinnungsgenossen, Künstlern und Literaten, die „Leuchtkugeln," ein entschieden demokratisches Blatt, das rücksichtslos Alles geißelte, was ihm aristokratisch und reaktionär erschien. Es existirte jedoch dort ein Institut, das den Namen „Die Frohnfeste" führte, so eine Art Münchener Spandau; und einer nach dem andern von diesen verwegenen Herren erhielt eine Einladung nach diesem Ort, die nicht gut abgelehnt werden konnte. Endlich saßen sie alle, acht oder zehn an der Zahl, weshalb die „Leuchtkugeln" sich allmählig verdunkelten und zuletzt ganz erloschen.

Es lebte zur selben Zeit zu München eine Vestalin, die nannte sich Lola Montez. Der gute alte König Ludwig I. kannte sie, und erkannte sie vermuthlich besser, als die politische Gährung seiner Zeit. Die Spießbürger Münchens aber gönnten ihm nicht diese sanfte Idylle. Hatte er doch eine Königin, die sein Weib war, was brauchte er diese Montez? Und im gerechten Zorn machten sie sich auf und verjagten die Lola. Und noch am selben Tage zogen sie vor die Frohnfeste und verlangten tumultuarisch die Losgebung von leuchtkuglerischen und andern Märtyrern der Freiheit. Die Behörde, eingeschüchtert, willfahrte, und so wurden denn die Helden des Tages, unter ihnen Schmolze, auf starken Armen, hoch durch die Luft, nach Hause getragen. Unheimlich roth und grimmiger, denn je zuvor, glühten jetzt wieder die „Leuchtkugeln". In Folge von Privilegien, die der Regierung abgerungen waren, wurden Freicorps errichtet, unter andern ein Künstler-Freicorps, worin Schmolze Premier-Lieutenant war. Jeder, der ihn gekannt hat, kann sich leicht vorstellen, mit welchem Diensteifer er sein Amt verwaltet hat. Die Aufregung jedoch warf ihn auf das Krankenlager. Auf den dringenden Wunsch der liebenden Mutter ging er nach Zweibrücken, um

dort, durch Ruhe und bessere Pflege, schneller zu genesen. Hier aber kam er aus dem Regen in die Traufe. Die Pfalz war mittlerweile ein unabhängiges Reich geworden. Alle Beziehungen mit dem Mutterlande waren abgebrochen. Eine provisorische Regierung ernannte Civil-Commissäre zur Verwaltung des Landes. Ehrgeizige Feldherrn widmeten dem jungen Staat ihr Schwert zur Führung der Armee. Da hatte Schmolze keine Zeit zum Kranksein. Wir sehen ihn bald als einen der eifrigsten Civil-Commissäre, in welcher Eigenschaft er, unter Mitwirkung seines Freundes Schimmelpfennig, der Commandant des Bataillons Zweibrücken war, dem dort stationirten Militär den Eid der Treue auf die neue Constitution abnahm. Den Officieren wurde die Weisung, entweder, nach geleistetem Eid der Treue, eine höhere Charge in der revolutionären Armee anzunehmen, oder aber schleunigst das Land zu verlassen. Verräther an der Sache wurden nicht geduldet. Der Ausgang der Schilderhebung in Baden und in der Pfalz ist bekannt. Schmolze, Schimmelpfennig und Andere entkamen nach Frankreich. Allen wurde der Prozeß als Hochverräther gemacht, und sie wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt. Daß sie nicht gehängt wurden, beweist, daß die Weisheit des Nürnberger Raths schon damals weit über das Weichbild dieser Stadt gedrungen war. Schmolze, als talentvoller Künstler, fand überall sein Auskommen, und sorgte mit brüderlicher Liberalität für seine minder begünstigten Leidensgefährten.

Aus Frankreich ausgewiesen ging er nach London, wo er die Bekanntschaft einer russischen Gräfin machte, die, enthusiastisch und revolutionär wie er, ihm die Mittel verschaffte, auf ein Jahr nach Antwerpen zu gehen, um dort die Malerei zu studiren, unter der Bedingung, daß er ihr dafür ein Bild male, eine Revolutionsscene darstellend. Die Gräfin jedoch starb bald darauf, und ihr Gemahl entband Schmolze seiner Pflicht. Eine Skizze des Bildes befindet sich hier in dem Besitz des Herrn Dr. H. Tiedemann in Philadelphia. Bald darauf ging er nach Amerika.

So weit sind sämmtliche Notizen aus den Mittheilungen eines seiner Landsleute, der Schmolze seit seinem 19. Jahre gekannt hat, und durch persönlichen Umgang und eigene Anschauung im Stande ist, ihre Correctheit zu verbürgen.

In Philadelphia machten wir selbst die Bekanntschaft von Schmolze, und hatten in dem Deutschen Künstler-Verein, dessen Gründer er war, viel Gelegenheit, diesen talentvollen Künstler in allen seinen Eigenheiten kennen zu lernen. Er hatte zuerst den Gedanken, der zur leitenden Tendenz des Vereins wurde, nämlich: Ideen Einzelner durch Bild und Wort auf Andere zu übertragen, sie dadurch zu einem Gemeingut zu machen für Alle, insofern die Capacität da war, das fremde Produkt aufzufassen und zu assimiliren. Und wie er seiner Pflicht nachkam durch Bild und Wort, davon hat der Verein in

seiner Mappe die glänzendsten Zeugnisse. Rastlos, mit dem ihm eigenthümlichen Eifer, fügte er Bild auf Bild in der Sammlung. Bald von ernster Natur und in poetischer Stimmung, bald der tollsten Laune Raum gebend, alle schön und gediegen in der Zeichnung. Selbst dann, wenn der wuchtige Humor einiger Caricaturen sie in das „schwarze Buch" brachte, hatte doch die Zeichnung immer eine reine und sorgfältige Ausführung.

Schmolze war ein poetischer Künstler. Correcte Zeichnung, gute Gruppirung und schönes Colorit allein machen nicht den Künstler, ebensowenig wie die volle Beherrschung der Sprache in dem Versbau den Dichter macht. Das bildet das Material zu dem schönen Körper. Die Seele aber wird dem Kunstwerk eingehaucht durch die souveraine Kraft der Imagination, jenen elektrischen, dem Künstler von Gottes Gnaden eingeborenen Funken. Schmolze's Zeichnungen alle haben das Gepräge einer starken Originalität, manche davon sind Gedichte ohne Worte. Er war zugleich der erste Redakteur des Künstlerjournals, das den vulgären Namen „Kneip-Zeitung" führte. Und hier deponirte er eine Gedankenfülle von Ernst und Scherz, in Prosa oder Vers, durchgehends impulsiver Natur, — Funken, wie sie vom Ambos sprühen. Aus dem Chaos von ernsten Gedanken und toller Laune, guten und schlechten Witzen, die dort eine Heimat gefunden, erklang oft sein Lied, reich und voll wie Harfenton, oder scharf und schneidig, wie es die Stimmung des Augenblicks geboren. Wir haben einige davon ausgewählt als Proben, die besonders das enthalten, was charakteristisch und ihm eigenartig war. Vor Allem folgendes Sonnett, welches an die Barrikadenzeit von Achtundvierzig erinnert:

„Es rief die Zeit, fort warf ich die Palette,
Und hatte doch mit Ehren sie getragen;
Dem Dienst der Schönheit konnt' ich kalt entsagen,
Daß ich das Gute, vor dem Schönen, rette.

Ich hab's gewagt, zu rütteln an der Kette,
In deren Zwang die Völker seufzend lagen.
Mann oder Knecht! es galt das Spiel zu wagen,
Ich hab's gewagt, — verloren ist die Wette.

Mich trieb mein Herz, ein schönes Weib zu lieben,
Sie aber konnt' mein Lieben nicht erfassen;
Sei's drum, ich bin der Alte doch geblieben,
Und weil ich's bin, will ich vom Ziel nicht lassen,
Und wie zuvor, in ungestümen Trieben,
Verlangt mein Herz zu lieben und zu hassen."

Das ist Schmolze, — jedes Wort, der Ideengang, der direkte, geschlossene Ausdruck von Liebe und Haß tragen die energische Entschiedenheit seines

Charakters. Er war, was der Engländer, Dr. Johnson, mit Vorliebe nannte, "a good hater," intensiv in allen seinen Neigungen und Abneigungen. Seine Begeisterung für eine Idee war ein feuriger Cultus, der an Fanatismus grenzte. Hätte in seinen Wünschen die Macht gelegen zu ihrer Verwirklichung, die halbe Welt hätte er confiscirt, als Baumaterial zu dem Tempel seiner Ideale; und dann hätte er auch die andere Hälfte ohne Scrupel benutzt als Brennholz, damit es in den Räumen behaglich werde. Mochte das Andere verdrießen, ihm war es recht. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in allen seinen Anstrebungen aufrichtig war. Ueberhaupt, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe war ein leitender Zug in ihm. Nichts Niedriges, Kleines, auch nichts Leichtsinniges lag in seinem Charakter. Bei ihm war Alles bitterer Ernst. Und hierdurch gewann er auch die Achtung von Manchen, denen er sonst nur durch seine künstlerische Begabung und seine poetische Natur sympathisch war. Von jenen liebenswürdigen Talenten, die gewöhnlich ein erfolgreicher Geschäftsreisender besitzt, war bei Schmolze auch nicht die blasse Spur zu finden. Kam der Berg nicht zu Mohamed, nun, so konnte er da bleiben. Er ging auch nicht zu ihm. Hierin liegt zum Theil die Ursache, daß seine Stellung nicht so einträglich war, wie man es bei seinen Talenten hätte erwarten können. Für Freunde in seinem Hause hatte er eine gewinnende Herzlichkeit, die ihm äußerst wohl stand; hatte er zuweilen die Mitglieder des Vereins bei sich als Gäste zu einem „Fäßle Bier mit Häringssalat," dessen Zubereitung er selbst mit Sorgfalt überwachte, dann war „Jubel in der Kneipe," dann war er heiter und glücklich. Er hatte einen chronischen Grimm auf das sogenannte Protzenthum. Wenn ihm einer von dieser Gilde mit einem hausbackenen Argument über den Weg kroch, so war er wirklich ergötzlich in seiner klassischen Grobheit. Doch es lagen auch mildere Akkorde in ihm, nur kamen sie selten zum Vorschein. Gleich dem Huronen zeigte er nicht gern, daß er auch weich sein konnte. Nur ein einziges sentimentales Gedicht hat er in den Verein gebracht, und die Veranlassung dazu ist interessant: der damalige Redakteur der „Kneip-Zeitung" machte in einem Leitartikel darauf aufmerksam, wie das Verständniß für verschiedene Affecte in der Poesie so ungleich vertheilt sei, wie in mancher Natur der Sinn für das Schöne, Zarte und Innige vollständig ausgebildet sei, jedoch das Verständniß für das Erhabene und Heroische fehle, und umgekehrt bei Andern das Letztere stark vertreten sei, bei denen Gefühl und Verständniß für sentimentale Poesie fehle. Der Passus schloß mit den Worten: „Die zarteren Regungen des Herzens sind ihnen fremd, und gleichgültig zertritt ihr rauher Fuß die herrlichsten Blüthen, deren Sinn und Sprache sie nicht verstehen."

Das war zu viel für Carl Heinrich. Er bezog es auf sich, — nicht mit Unrecht, wegen einer kurz vorher von ihm ausgedrückten herben, absprechen-

den Kritik über die Erzeugnisse eines hochgestellten deutschen Dichters. Bei der nächsten Zusammenkunft lag an der Stelle des Redakteurs ein Beitrag, titulirt:

Sentimentales Gedicht,
an „Sie."

Vor deinem Hause stehn zwei hohe Linden,
Um die der Epheu schlingt die grünen Ranken:
Das sind der Liebe selige Gedanken,
Die sich hinauf zum blauen Aether winden.
Und wenn im Sturm des Baumes Blätter schwinden
Und schneebedeckt die kahlen Zweige schwanken,
Dann zieht der Eppich seinem lieben Kranken,
Den grünen Mantel fester um die Rinden.

Ich saß bei dir im Schatten jener Bäume,
Mein Schauen sank durch deine Augen nieder
Ins weite Reich der wunderbarsten Träume;
Um meine Seele klangen süße Lieder,
Und leise flüstert's durch die grünen Räume:
Die Liebe bringt verlorenes Leben wieder.

Das war seine Antwort, und es war eine schöne Antwort. Wir nannten vorhin Schmolze einen poetischen Künstler. In der Versbildung war er ein malender Poet. Die Gewohnheit, Ideen durch Form und Farbe zu verkörpern, schlägt durch. Hier ein Bruchstück von einem Gedicht als Illustration:

„Aus Westen kam die stille Nacht gezogen,
Und schüttelte die perlenfeuchten Haare.
Sie sank herab auf blauem Flügelpaare,
Und Sterne säumten ihres Mantels Bogen.

Der Falter ist der Rose zugeflogen.
Die Wasserlilie glüht, die wunderbare,
Aus dunklen Wolken blickt der Mond, der klare,
Sein Silber streuend auf die grünen Wogen.

Die Wellen, die im Mondesglanze leuchten,
Sie haschen sich, die schaumig feuchten,
Und gatten sich im liebetrunknen Ringen."

Hier haben wir, in schöner Versform, die künstlerische Zeichnung des Bildes, poetische Auffassung eines geheimnißvollen Naturlebens und das eigenartige Colorit einer reichen Individualität.

Ein vorherrschender Zug bei Schmolze war die Vehemenz seiner Natur. Hatte eine Idee ihn erfaßt, so ging er gern gleich mit Eifer an die Realisirung. Ob die Mittel zum Zweck hinreichten, oder ob möglicherweise sein

Glück dabei zu Scherben ging, das hatte für ihn keine besondere Bedeutung. Der Kampf blieb ihm sicher, und darin allein schon war Genuß. In ihm lag das unzähmbare Ungestüm des Bergflusses. Schön ist das Schauspiel, wenn der Sohn der Gletscher herniederbraust. Rastlos durch Felsenklüfte, im jähen Sprung über den Abgrund treibt es ihn. Sein Murmeln, sein Getose, ist Musik. Wie Thränen glänzen vereinzelt zurückgebliebene Tropfen an der Felsenwand, und in dem Silberschleier, den die zerstäubende Fluth gebildet, malt liebend die Sonne den farbigen Bogen. Doch stärkend wird seine Kraft und fruchtbringend, wenn er die Ebene erreicht und seine gesammelte Fluth, vereint mit andern, heranschwillt zu einem mächtigen Strom. Dann wird er der Träger des Völkerverkehrs, und in seinem breiten Spiegel, ungetrübt von stürmischen Wellen, erscheint — klarer und treuer — das Bild der ewigen Sterne.

Schmolze kam nie aus dem Gebirge. Er starb bevor er die Ebene erreichte. Wir haben daher nicht die Summe der in ihm wohnenden Kraft. Er war groß angelegt, nicht Alles wurde entwickelt. Es fehlte dazu die Ruhe eines reiferen Alters und die damit verbundene, mehr objective Anschauung der Dinge. In ihm lag, wie er selber sagt in einem Gedicht:

„Ein dunkler Drang von Hoffen und von Leiden,
Der angeregt vom Sturmesdrang der Zeiten
Dahinstirbt, eine abgebrochene Sage."

Und wie eine abgebrochene Sage erscheint uns jetzt das kurze Künstler-Erdenwallen von Carl Heinrich Schmolze. Zu einem symbolischen Bilde, als Illustration zu dieser Sage, eignen sich keine lachende Fluren. Liebliche Grotten, weidende Lämmer mit schalmeienden Hirten stimmen nicht zu unserer abgebrochenen Sage. Besser paßt eine wilde Berglandschaft, zerklüftete Felsen, durch die der Giesbach braust, hoch aufstrebende, knorrige Eichen. Kein Ruheplatz in dem Schatten dieser Bäume. An jäher Felsenwand, aus der Tiefe, ragen die borstigen Häupter von mächtigen Tannen. Tief unten im Thale blüht die „Wasserlilie, die wunderbare." Man sieht die in wildem Tanze sich haschenden Wellen, den „Falter," der zur Rose fliegt; und unter dem Tosen des Cataracts, dem Aechzen der Baumstämme, dem geheimnißvollen Rauschen in den Zweigen, ertönt es — wie das Flüstern schöner Elfen. Auf verschleiertem Hintergrunde wetterleuchtende, schwere Wolken, und über dem Abgrund, hoch im Aether, schwebt der Aar auf mächtigen Schwingen.

Ein Portrait von Schmolze verlangt eine breite, feste Contour. Nicht viel weiche Modulation erforderlich zur Aehnlichkeit. Das Colorit meistens in primären Farben, — wenig Mittelköne. Die beruhigenden, dem Auge so wohlthuenden, sekundären Farben in der Scala der menschlichen Seele sind

nicht entwickelt. Alles stark, positiv, geschlossen. Zwischen Liebe und Haß wenig Spielraum.

Hoch begeistert und opferfreudig für die Freiheit war er, zugleich fanatisch obstinat in Durchsetzung des eigenen Willens. Anziehend durch seinen hohen Kunstsinn, seine poetische Natur, seine aufrichtige Liebe für das Gute und Schöne, wenn es sich fand in dem Accord, worin sein Gemüth gestimmt war, — provozirend durch eine borstige, abweisende Schroffheit gegen Alles, was ihm unsympathisch war. In seinem Eifer oft das Maß überschreitend, doch niemals niedrig, nie klein; das Gute, wie es ihm erschien, immer wollend. Alle diese Züge sind charakteristisch und gehören zu seinem Bilde. Wir haben versucht Ton und Farbe seiner poetisch-künstlerischen Natur bildlich wieder zu geben; dann aber auch zu seinem Portrait, wie er im täglichen Umgang erschien, die graphisch treue Skizze zu liefern, nicht seine Eloge.

Schmolze's Hauptbeschäftigung war das Illustriren von Werken besserer Klasse. Die Technik der Malerei wurde durch sein vielbewegtes, ruheloses Leben vernachlässigt. Wir erinnern uns nur eines einzigen großen Bildes, das er in die Ausstellung brachte. Es war die Fortführung des gefangenen Montezuma durch Cortez. Sein erregbares Temperament und zu viel Aufregung legten in seine nicht starke Constitution den Keim zur Schwindsucht, die ihn auch hinraffte in der Blüthe seiner Jahre und seines künstlerischen Schaffens. Er hinterließ zwei Kinder: Sohn und Tochter. Wir begruben ihn im Woodland Cemetary, West Philadelphia, und dort ruhen, jetzt schon seit zweiundzwanzig Jahren, die sterblichen Ueberreste des talentvollen, ungestümen, aggressiven und doch — edlen Carl Heinrich Schmolze.

Der deutsche Kuenstler-Verein,

„Die Namenlosen."

Vortrag gehalten vor dem Pionier-Verein zu Philadelphia am 21. März 1884.

Im Jahre 1857 wurde in Philadelphia ein deutscher Künstler-Verein gegründet, unter dem etwas sonderbaren Namen „Die Namenlosen." Die Gründer dieses Vereins sind jetzt meistens gestorben; sie sind daher, so wie der Verein selbst, der seit Jahren eingegangen ist, ein geeignetes Material geworden zu geschichtlichen Notizen für das Archiv des Pionier-Vereins. Ich werde versuchen, in kurzen, biographischen Skizzen mitzutheilen, was ich von dem früheren Leben der einzelnen Mitglieder in Erfahrung bringen konnte; hauptsächlich aber, ihre charakteristischen Eigenheiten und ihre Beziehung zu genanntem Verein zu schildern. Dieses betrifft jedoch nur verstorbene Gründer. Es sind noch einige Exemplare vorhanden, die nicht in diese Rubrik gehören, und welche deshalb, sowie die verstorbenen Mitglieder des Vereins, die keine Gründer waren, hier nicht mit eingeschlossen sind.

Bevor ich jedoch hierauf eingehe, muß ich, zum allgemeinen bessern Verständniß über den Club selbst sprechen, und werde somit in einer kurz gedrängten Uebersicht erzählen, wie der Verein entstand, welche Ziele er verfolgte, in wiefern er seinem Zweck entsprochen hat, sodann die verschiedenen Phasen die er während der Dauer seiner Existenz durchgemacht hat, und zuletzt die Gründe seines Verfalls darstellen.

Es war im Jahre 1857, zur Zeit des großen Panics, als eine kleine Gesellschaft von Kunstgenossen sich gewöhnlich des Abends in einem Lokal einfand, um hier, im Kreise von Freunden, bei einem Glase Bier, ihren Kummer über die schlechten Zeiten zu vergessen; denn, war der Verdienst auch äußerst gering geworden, so war doch, Gott sei Dank, der Durst normal geblieben.

Man kannegießerte viel und selbstverständlich war oft das Thema die

Kunst. Ueber ideale und materialistische Richtung in derselben, über den relativen Werth dieser oder jener Schule, sowie über die Werke der Koryphäen in der Kunst wurde hartnäckig debattirt. Selbst vaterländische Dichter wurden zuweilen vor dieses Forum gebracht, und über ihren Werth oder Unwerth wurde hier, in der unverfrorensten Weise, endgültig entschieden. Wenn Leute von diesem Schlage in der ihnen eigenthümlichen Weise argumentiren, so pflegen sie gewöhnlich, um das Gesagte anschaulicher zu machen, mit Kreide oder mit der Asche eines Cigarrenstummels, oder auch einfach mit dem Zeigefinger, der vorher mit Bier naß gemacht wird, auf den Tisch zu zeichnen. Und wenn die Gesellschaft das Lokal verlassen hat, so sieht man auf den Tischen eine wundersame Mosaik, die dem nicht Eingeweihten wohl sehr mysteriös erscheinen mag.

Selten, daß Einer den Andern zu seiner Meinung bekehrte. Mancher wunderte sich wahrscheinlich zuweilen, weßhalb sein Nachbar, der Esel, das nicht begreifen konnte, was er ihm doch so haarscharf und logisch bewiesen hatte.

C. H. Schmolze machte zuerst den Vorschlag, einen Künstlerverein zu gründen, worin Jeder Gelegenheit haben sollte, nicht allein zu debattiren, sondern auch, durch Bild und Wort, seine Ideen zur Geltung zu bringen. Das fand Anklang. Man schritt zur That und gründete im Februar 1858 den ersten deutschen Künstlerverein in Philadelphia unter dem Namen: Die Namenlosen.

Das Lokal.

Es war in der Süd Sechsten, nahe an der Powell Straße. Der Wirth hieß Christian Gremse. Das Zimmer war im zweiten Stock an der Straße. An der Wand hing eine Palette, so groß wie eine Stubenthür. Dieses Kunstwerk war mit Geschmack und Liebe von den Künstlern selbst gezimmert worden. In der Oeffnung, die für den Daumen bestimmt ist, befanden sich sechs stark verbrauchte Besen als Pinsel. Das verlieh dem Zimmer schon beim Eintreten einen würdevollen, künstlerischen Anblick. Es sah sehr niedlich aus. Ferner befanden sich im Lokal zwei Pokale. Einer von Metall, in schlanker, kunstvoll verzierter Form, für Wein; der andere, aus einem Eichenstamm geschnitzt, für Bier. Auf dem Deckel des Letzteren saß eine duselig milde Gestalt, genannt Eichelmeier. Daher der Name des Pokals „Der Eichelmeier." Auch eine Mappe für künstlerische Beiträge und ein Journal, genannt „Kneipzeitung," fand man dort. Letztere für literarische Ergüsse, in Vers oder Prosa. Ein Schrank enthielt das Embryo einer kleinen Bibliothek, die sich nach und nach ansammelte.

Das Material der Gründer.

Sie waren meistens in dem Alter von 30 bis 40 Jahren, einige darüber hinaus, andere unter dreißig. Aus den verschiedensten Gauen Deutschlands hier zusammengebracht, waren sie eben so verschieden durch Erziehung, Individualität und Temperament; und wie die umgebende Welt dem Individuum auf die Dauer ihren Stempel aufdrückt, so bildeten diese Leute, unter den verschiedensten Einflüssen aufgewachsen, eine Gesellschaft, die in den meisten Fragen, die an den Menschen herantreten, meilenweit auseinander gingen. Nur das Interesse für die Kunst und ein geselliger Frohsinn, wie die Jugend ihn mitbringt, waren, wenigstens anfangs, die einzigen Bindemittel.

Man vertrug sich im Allgemeinen recht gut; besonders von halb neun Abends, bis zehn oder halb elf Uhr. Später waren die Gemüther etwas angeheitert, welche Stimmung sich zuweilen steigerte, und mitunter in einen kolossalen Krakehl gipfelte, der seines Gleichen suchte. Dann freilich verhüllte der Genius der deutschen Gemüthlichkeit sein Haupt. Es waren dieses indessen nur Ausnahmsfälle: aber das Bild würde nicht vollständig sein und wesentlich etwas an seiner Charakteristik entbehren, wenn es unerwähnt bliebe. Aber es war Leben in den Leuten, urwüchsiger, wenn auch etwas ungekämmter Humor in Fülle; dabei auch ein Streben in ernsterer Richtung.

Die ersten Produkte waren meistens Karikaturen, womit man sich gegenseitig regalirte. Hageldicht fielen die Streiche in Angriff und Revanche. Der erste Band des Albums zeigt eine Reihe von Erzeugnissen dieser Gattung. Ging die Kraftmeierei zu weit oder überschritt ein ungezügelter Humor eine gewisse Grenze, so kam das Bild in das sogenannte schwarze Buch, ein Ort, wo die ungezogenen Kinder eingesperrt wurden. Es sitzen noch verschiedene Delinquenten in besagtem Carcer, die wirklich Kunstwerth besitzen.

Kam dann, nach solchem Ragout, eine Zeichnung in edler, ernster Richtung, oder ein Gedanke in schöner Sprachform ausgedrückt, ein ansprechendes Gedicht, so brachte dieses eine gänzliche Umwälzung hervor. Man ließ ab von dem tollen Treiben, und jeder, der das Zeug dazu in sich fühlte, suchte etwas Gutes in der neuen Richtung zu liefern. Man fand da zuweilen, wie die Idee des Einen, aufgefaßt und filtrirt durch die Fantasie eines Andern, in veränderter Form entweder als Zeichnung oder Gedicht zum Vorschein kam. Wohl erkannte man den Anstoß und den Uebergang des Gedankens, das Produkt war aber doch ein selbstständiges.

Viel Heiterkeit erregte zuweilen eine Art Bogus-Karikatur. Hatte Jemand etwas Uebereiltes, Unverdautes gesagt, oder sich in irgend einer Weise

der Censur blosgestellt, so erregte dies bei Andern den Wunsch, ihm etwas am Zeuge zu flicken. Man machte dann wohl eine Zeichnung mit würzigen Knittelversen verziert, welche die Begebenheit illustrirte. Der Zeichner machte sie aber genau in der Manier eines Andern, seinen eigenen individuellen Stil sorgfältig vermeidend. Der Getroffene, weniger unbefangen als die Andern, geht in die Falle. Er lacht natürlich mit, aber — es wurmt.

In der nächsten Versammlung kommt er, bis an die Zähne gewappnet, und fällt seinem vermeintlichen Gegner mit wahrem Berserkerzorn in die Flanken. Der hier mit Unrecht Attackirte ist zuerst erstaunt, dann entrüstet, erspäht jetzt sorgfältig die schwachen Seiten seines Gegners, und haut nun seinerseits unbarmherzig drauf los. Der Feldzug spielt weiter in verschiedenen Auflagen, bis endlich, unter homerischem Gelächter, der Betrug aufgedeckt wird. Dann kommt Versöhnung. Man hört dann wieder schöne, herzliche, friedliche Worte. Der Eine sagt dem Andern: „Nimm's net übel, altes Viech, es war net so schlimm gemeint," und der Andere, gerührt von der Herzlichkeit dieser Ansprache, reicht ihm die Hand und der Friede ist wieder hergestellt.

So ging es abwechselnd mit Scherz und Ernst, im Krieg und Frieden bis zu Schmolze's Tod. Das war ein herber, für uns unersetzlicher Verlust. Man vermißte sein Beispiel und seine Anfeuerung. Ein Zustand der Lethargie trat ein. Das Lokal wurde immer seltener besucht. Das Gesicht des Wirths, welches in solchen Fällen ein zuverlässiger Barometer ist für die Frequenz des Besuches, wurde länger. Unsere heiligen Hallen selbst, da man sie so selten benutzte, wurden hin und wieder andern Gästen eingeräumt, welche dem Kartenspiel, dem edlen Rams, huldigend, sich dort festsetzten, so wie Spatzen zuweilen das Nest von Schwalben in Besitz nehmen, wenn die Bewohner abwesend sind. Ob dieser Schmach entschlossen sich „Die Namenlosen" zu einer Generalversammlung. Die Kneip-Chronic berührt diese kulturhistorische Begebenheit durch folgenden Passus:

„Und als die Schwalben heimwärts zogen
Und wieder zu dem Neste flogen,
Da fanden sie, daß plötzlich jetzt,
Die Spatzen frech ihr Nest besetzt;
Wovon die breiten, vollen Kröpfe,
Die dicken, unverschämten Köpfe
Weit hingen zu dem Nest heraus,
Als wäre es ihr eignes Haus."

Der Wirth, dessen Seele, wie Mähomeds Sarg von zwei verschiedenen Interessen angezogen, in der Schwebe hing, war nicht energisch genug, diesen geweihten Ort von den grauen Gästen zu reinigen. Und abermals berichtet genannte Chronik in dem Buche vom Exodus der Schwalben:

Da man sie schnöde überlistet
Und einmal doch in's Nest gemistet,
So zogen sie denn wieder fort
Und wählten einen andern Ort.

Die Namenlosen gürteten ihre Lenden, schüttelten den Staub von den Schuhen und zogen gegen Norden in die Wachtervilla della Collowhilla, — in die Collowhill Straße, zwischen der fünften und sechsten, zu einem Wirth, der hieß Wachter.

Die Namenlosen fühlten jetzt, daß sie sich aufraffen mußten, damit es nicht schiene, als ob Talent und Witz gänzlich mit Schmolze zu Grabe gegangen sei. Und man raffte sich auf. In kurzer Zeit blühte der Verein wieder, wurde zahlreicher und auch gemüthlicher, als er es in der Sturm- und Drangperiode werden konnte. Er erhielt Zuwachs von Talent, besonders auf der literarischen Seite. Der Herr erweckte aus unserer Mitte einen Dramaturgen, der schrieb mit fanatischem Fleiß für die kleine Bühne, die wir erbaut hatten. Wir besaßen viel musikalisches Talent und hatten unsere Sänger. Manches seelenvolle Lied erklang bei den wirklich schönen Concerten, die im Lokal gehalten wurden. Aber auch der „fidele" Gesang war stark vertreten. Wer von den alten Mitgliedern denkt hierbei nicht an die würzigen Schnadahüpferl und's „Laternl". Auch Vorlesungen kamen an die Reihe. Kurz, die Zeit der Festlichkeiten, der Concerte, und der Kränzchen hatte begonnen. Wir brachten jetzt unsere Frauen in den Verein. Ich bin überzeugt, daß bei manchen Damen die Erinnerung grün geblieben ist, an diese „Tage von Aranjuez" unseres Künstler-Clubs. Und dieses geschah meistens während des Bürgerkrieges, zur Zeit der schweren Noth, wo so Viele von uns so wenig zu beißen hatten. Diese Stimmung erhielt sich Jahre lang.

Aber wie im Leben Alles schwankend ist und nur der Unbestand beständig bleibt, so zeigte sich allmählig eine Ebbe in der Regsamkeit des Vereins. Natürlich! Enthusiasmus ist eine flüchtige Essenz und keine stabile Kraft, auf deren Dauer man rechnen kann. Die Leute waren unvermerkt älter geworden. Der Spiritus war mit der schwindenden Jugend größtentheils verpufft. Es fehlte der Reiz der Neuheit. Dazu kam, daß Freund Hain angefangen hatte, in bedenklicher Weise die Reihen zu lichten. Es kam kein Nachwuchs. Wohl war der Verein zahlreicher als früher; aber das Element, welches den Verein gegründet und ihm seine charakteristische Färbung gegeben hatte, wurde nicht ersetzt.

Eine Handvoll junger Leute, meistens dem industriellen Künstlerfach angehörend, welche die Welle von 1848 dem amerikanischen Gestade zugeführt hatte, bildete den Kern der Gesellschaft. Obschon äußerst verschieden von einander, waren sie doch die Kinder einer besondern Periode, welche sie durch einen gemeinsamen Zug verband. Und als sie ausstarben, da kam auch der

ihnen eigenthümliche „Jux" abhanden. Ebenfalls das künstlerische Schaffen im Verein. Der Club verlor immer mehr seinen ursprünglichen Charakter. Ein Vorschlag, den Namen „Künstlerverein" in „Kunstverein" umzuändern, da die große Mehrzahl der Mitglieder jetzt nicht zum Künstlerfach gehörten, ging durch. Derselbe Zustand von Lethargie, den wir in der ersten Periode des Vereins bemerkten, zeigte sich auch jetzt wieder. Der Besuch wurde immer geringer. Zuletzt sahen wir auf dem früher bemerkten Barometer, dem lang gewordenen Antlitz des Wirths, das "mene tekel" so unverkennbar geschrieben, daß wir die Bude schlossen. Wir übergaben unsere Activa unserm Schatzmeister, dem Kupferstecher Johann Serz, zur Aufbewahrung, hoffend wie Micawber: "that something might turn up", welches den Verein wieder auf die Beine brächte. Genannter Herr Serz ist seitdem auch gestorben. Er gehörte, obschon er das älteste Mitglied war, nicht zu den Gründern. Er war ein guter Kupferstecher und ein gemüthsreiner Mensch. Wegen seiner außerordentlichen Friedsamkeit erhielt er den Beinamen der Krakehler. Er verwahrte, ein treuer Ekkard, das Vereinseigenthum bis sich ein jüngerer Künstlerverein gebildet hatte, dem die Sachen übergeben wurden, mit der Bedingung, daß, im Falle dieser Verein dasselbe Schicksal haben sollte, wie der erste, die Erbschaft, wie ein Paragraph in unserer Constitution es bestimmt, an die Deutsche Gesellschaft abgegeben werden sollte. Auch dieser jüngere Verein ist eingegangen, doch hat er während seiner viel kürzeren Dauer ein Album geschaffen, das viel Verdienstliches enthält und welches jetzt ebenfalls im Besitz der Deutschen Gesellschaft ist. In einer Beziehung übertraf er den älteren Verein. Seine Festlichkeiten waren bedeutender und, mehr für das allgemeine Publikum berechnet, erfreuten sie sich einer allgemeinen Popularität.

Wir kommen jetzt zu der Frage: In wie fern hat der Verein seinem Zweck entsprochen?

So wie jeder Mensch sein Eigenthümliches hat, so findet eben dieses Eigenthümliche bei dem Künstler den Ausdruck in seinen Werken. Sie enthalten das Charakteristische seiner Gedanken und Gefühle, und tragen den Stempel seiner Individualität. Der Eine ist vielseitig, berührt aber nur die Oberfläche; der Andere einseitig, aber intensiv und durchdringt seinen Gegenstand. Ein Dritter besitzt einen stark entwickelten Farbensinn, beherrscht aber die Form mit weniger Glück, wie sein Nachbar. Hier arbeitet Einer mit Verstand und Klarheit in Form und Technik, aber es fehlt die Inspiration. Dort ist letztere stark vertreten, jedoch der Mangel von etwas Schulzwang ist fühlbar. Vereinigen sich die hier zerstreuten Talente in einer Person, so nennt man das in geläuterter Kunstsprache: „Er hat's dick, er bläst die ganze Flöte."

Durch gegenseitige Anregung mit Bild und Wort, durch Mittheilung und

Erörterung überträgt sich wohl ein Gefühl, mit ihm eine Kraft, von dem Einen auf den Andern; oder vielmehr, es wird dort eine schon vorhandene, aber nicht entwickelte Kraft zur Reife gebracht. Zuweilen ereignet es sich, daß ein Talent geweckt wird, welches im Besitzer desselben, ihm selbst unbewußt, schlummerte, und welches ohne diese Anregung vielleicht nie zur Geltung gekommen wäre. Dieses ist ein besonders interessanter Prozeß. Durch den Anblick eines Bildes, einer geistvollen Skizze oder durch den Wohllaut eines in schöne Sprachform gefaßten Gedankens fühlt Jemand sich besonders angezogen, erwärmt.

Ein gewisses Gefühl wird in ihm deponirt, das er nicht abschütteln kann. Aehnlich wie nach Anhörung einer Oper sich einzelne Melodien anfangs unklar, aber allmählig bestimmter im Gedächtniß entwickeln, so wird auch der Charakter und die Färbung dieser Empfindung, dieses Gedankens klarer und krystallisirt sich in der Fantasie. Wenn so etwas in dem Künstler vorgeht, so ist er entschieden guter Hoffnung. Es steckt was in ihm, das will hinaus an's Tageslicht. Nach vielen mangelhaften Versuchen, das auszudrücken, was er fühlt, nach mancher Täuschung findet er, daß er dennoch fortgeschritten ist. Sein Eifer erstarkt. Es wird locker. Er fühlt, „es kimmt." Endlich hat er, was er will. Und freudig regt von jetzt an die neugeborene Kraft ihre Schwingen.

Es geht damit ungefähr, wie in dem schönen allemannischen Gedicht von Hebel, „Der Habermuß." Als im jungen Saatkorn, das „Chiimli" sich selbst und der Welt unbewußt, in der kalten Erde schlummert, wird es endlich von den warmen Sonnenstrahlen geweckt. Das Leben regt sich. Es wird sich seiner Existenz bewußt. Durch die gelockerte Erdkruste arbeitend, streckt es das Köpfle in die Höh, sieht um sich die schöne Welt und ruft freudig: „Jetz gang i nümmen untere Bode, um ke Pris! Do blibi, was no us mer will werde!" Und es blieb, und es wuchs und gedieh zu einem anständigen, nahrhaften Habermuß.

Aber hat denn in dem Künstlerverein die gegenseitige Anregung zu ähnlichen Resultaten geführt? Hat dort je so etwas wie intellectuelle Transfusion stattgefunden? Ich bejahe dieses unbedingt. In der Mappe sind künstlerische Beiträge, worin, für den Eingeweihten, dieser Einfluß unverkennbar ist. Dasselbe gilt auch von den literarischen Produkten. Hatte hier ein Dilettant den Pegasus bestiegen und ihn wirklich in einen anständigen Trab gebracht, so veranlaßte der Erfolg auch Andere, sich an dieser Manege zu versuchen. Und merkte man anfangs auch etwas vom Sonntagsreiter, so wurden die verwegenen Cavaliere doch allmählig sattelfester. An Ideen hat es bei diesen Leuten nicht gefehlt, aber um die schöne Form mußte gerungen werden. Denn, wie ein Namenloser sagt in einem Gedicht, titulirt: „Wer hat das Lied gemacht"

Verstand, ein roher Diamant
Liegt glanzlos er in dunkeln Riffen,
Die Dichtkunst ist's, die zum Brillant
Den funkelnden, ihn umgeschliffen.
Musik ist's, die, ein lautres Gold,
Dem Stein die schöne Fassung giebt;
Und was im Herzen blüht und liebt,
Die Ciselirung fein und hold.

Ein menschliches Antlitz mag schön sein in der Form, aber ohne Geist und Ausdruck. Ebenso mag Zeichnung und Farbe in einem Bilde tadellos sein, aber — es spricht nicht an. Es fehlt ein leitender Gedanke, ein gewisses Etwas, das man oft Charakter und Stimmung nennt. Es fehlt in dem wohlgeformten Körper — die Seele.

Man könnte das ebenso gut die Poesie nennen, die jedem Kunstprodukt, welches sich über das Handwerk in der Kunst erhebt, mehr oder minder innewohnt. Denn sie ist es, die uns ergreift durch den Ausdruck von unnennbarem Weh, in der großen Tragödie, in Marmor gehauen, — im Laokoon; die uns berührt und durchdringt wie Orgelton, durch die titanische Kraft eines Michel Angelo; und die mit milderem Zauber das Herz erfrischt, in den lieblichen Schöpfungen eines Ludwig Richter und Oscar Pletsch. Wer kennt sie nicht, und wer liebt sie nicht, diese herzigen, frischen, naturwahren Darstellungen aus der Kinderwelt, von den zwei letztgenannten Künstlern; diesen Ausdruck von gemüthsreiner Freude und unschuldigen kleinen Schelmereien.

Und so wie Ludwig Richter den Oscar Pletsch gleichsam geboren hat, oder wörtlicher, wie durch seinen Einfluß das Talent des Letzteren geweckt und zur Reife gebracht wurde, bis daß es selbständig und ebenbürtig dem des anderen Meisters zur Seite steht, so haben die Arbeiten dieser beiden Künstler, in naturverwandten Elementen, ein nachhaltiges Echo gefunden. Es ist erklärlich, daß Darstellungen, die das Schöne und Kindlichreine ausdrücken, besonders das weibliche Herz berühren und so finden wir denn auch in der Neuzeit in England und Deutschland Künstlerinnen, die mit großem Erfolg in diesem Genre arbeiten.

Durch gegenseitige Anregung und den Einfluß von Ideen hat der Verein eine wohlthätige Wirkung auf seine thätigen Mitglieder geübt und dadurch seinem Zweck entsprochen. Alle, die mit eingriffen, haben dieses an sich selbst empfunden. Das Wissen und die Gedanken der Gesammtheit wurden gewissermaßen das Eigenthum der Einzelnen, in sofern Raum in dem Gefäß war, den Stoff zu beherbergen.

Hiermit schließt das Kapitel von dem Verein und es folgen jetzt in flüchtigen Umrissen, biographische und charakteristische Mittheilungen über dessen verstorbene Gründer.

Carl Heinrich Schmolze

war durch Talent, mehr noch durch seine rastlose Thätigkeit für den Verein, das prominenteste Mitglied. Er war unter den Gründern der Gründer; so wie er auch der erste war, der uns durch den Tod entrissen wurde. Der Schwerpunkt seines Talents lag in der poetischen Färbung seiner Fantasie und in der kraftvollen und zugleich klassisch reinen Zeichnung. Sein Humor war nicht rein von Satire. Die Satire selbst war sein stärkstes Element, welches er mit besonderer Vorliebe bebaute. Seine Natur war edel in der Anlage, jedoch sein Temperament ungestüm und von einer unbiegsamen Hartnäckigkeit. Seiner Biographie, die diesen Blättern voran steht und ausführlicher ist als die der übrigen Gründer, sind deshalb nur diese kurzen Bemerkungen beigefügt.

Eduard Stauch,

Bildhauer, war geboren den 12. Dezember 1828 in Gotha. Er begann seine künstlerische Laufbahn im Jahre 1845 in der großherzoglichen Kunsthalle zu Darmstadt. Er arbeitete später in dem Atelier des Hofbildhauers Bezet und bei dessen Nachfolger Wolfgang zu Gotha. Im Jahre 1849 besuchte er die königliche Akademie der schönen Künste in Berlin und ging im Jahre 1850 nach Wiesbaden, wo er anfangs einige Privat-Aufträge besorgte und sich zuletzt an der Dekoration der griechischen Kapelle daselbst betheiligte. Im Frühjahr 1852 reiste er in Gesellschaft seines Onkels Ernst Starkloff nach Philadelphia. Hier war er anfangs als modellirender und ausführender Bildhauer in dem Geschäft von Struthers thätig. Später eröffnete er ein eigenes Atelier. Im Jahre 1859 nahm er eine Stelle in der Gießerei von Wood & Perrot an. Unter seine Kunstprodukte gehört die schöne Statue in Marmor in Front des Lokales No. 813 Chestnut Straße. Ebenfalls die hübsche Büste der Sängerin Gazzaniga im Corridor der Academy of Music, und eine wohlgetroffene Büste des Bassisten Carl Formes, sowie das Wappen des Staates Pennsylvanien, welches man an dem Gebäude des "Public Ledger" sieht. Im Jahre 1862 ließ er sich in Washington als Volontair einschreiben, um im Sanitäts-Department als Zeichner verwendet zu werden. Seine Arbeiten an diesem Ort wurden sehr geschätzt; doch scheint er mit seiner Stellung nicht zufrieden gewesen zu sein. Die Disciplin eines militärischen Bureaus und das fortwährende Zeichnen von Wunden waren nicht nach seinem Geschmack. Er wurde später nach Richmond zur Armee kommandirt, um dort die mannigfaltigen Verwundungen nach der Natur zu zeichnen für das große Werk "The Medical History of the

War". Hier erkrankte er am Campfieber. Er erhielt Urlaub und ging zu seiner Familie nach Philadelphia, wo er kurz nach seiner Ankunft starb, im Juli 1864. Stauch war talentvoll und strebsam. Er hat schöne Blätter für die Sammlung des Vereins geliefert, unter andern die Zeichnung zu der Sage vom Erlkönig. Von Natur war er energisch und ausdauernd, dazu besaß er eine starke Portion von der Hartnäckigkeit von Schmolze, mit dem er sehr befreundet war.

Anton Hohenstein

war geboren zu Weilerstadt, Oberamt Kleinberg in Württemberg, den 1. Dezember 1824. Er lernte als Holzschneider in Stuttgart und besuchte nach beendigter Lehrzeit die Akademie zu München. Er etablirte sich später in Stuttgart, wo er mit Arbeiten für das Haus Hallberger beschäftigt war. In Folge der Crisis von 1848 zwangen ihn Geschäftsumstände mit seiner Familie nach Amerika auszuwandern. Er kam nach Philadelphia im Jahre 1850, wo er sich hauptsächlich mit Porträt-Malerei beschäftigte. Er ging später nach Alabama, und blieb dort, bis der Ausbruch des Bürgerkrieges ihn wieder nach Philadelphia führte. Er hatte einen lebhaften Karikaturen-Krieg mit Schmolze und Stauch. In den letzten Jahren bemerkte man Geisteszerrüttung an ihm. Er sang dann im Club in einem Diskant, der Steine erweichen konnte. In einem Anfall von Wahnsinn durchschnitt der arme Anton seine Gurgel und lief in diesem Zustande in das Haus eines Bekannten, dessen Frau er flehentlichst ersuchte, ihn zu verbergen. Er glaubte sich verfolgt von Leuten, die ihm nach dem Leben trachteten. Er wurde in das Hospital gebracht, wo er den 20. Juli 1869 starb.

Constantin Kaiser,

Dekorations-Maler, war geboren am 24. Mai 1824 zu Freiburg, im Breisgau, Baden. Sein Vater zog später in die fünf bis sechs Stunden von seinem Geburtsort entfernte Amtsstadt Kensingen, wo Constantin die Schule besuchte. Fischfang, Vogelstellen und Blumenzucht gehörten zur Passion seiner Jugend, welche sich bis in das spätere Alter bei ihm frisch erhielt. Bis zu seinem 17. Jahr lernte er bei einem Zimmermaler in Lahr und ging von dort nach München, wo er bei dem Freskomaler Schwarzmann eine Stelle fand. Er erwarb sich durch Fleiß und Geschicklichkeit die Gunst seines Meisters und wurde von demselben nach Speyer geschickt, um den ornamentalen Theil der im Dom in Arbeit begriffenen Freskogemälde zu übersehen. Von dort aus erhielt er einen Auftrag in Aschaffenburg. Im Jahre 1848

nahm er Abschied von den Seinigen und segelte nach Amerika. Die Dekorations-Malerei war damals ein hier wenig bebautes Feld. Er gründete mit drei Kunstgenossen, wovon einer, Lamor, zu den noch lebenden Gründern der „Namenlosen" gehört, ein Geschäft in Philadelphia. Die andern hießen Müller und Haberstroh. Die Theilhaber schieden nach und nach aus dem Geschäft, welches zuletzt von C. Kaiser allein fortgeführt wurde. Er heirathete im Jahre 1849. Im Jahre 1857 erhielt er den Auftrag, die Fresco-Malerei in der Academy of Music auszuführen. Constantin Kaiser war ein biederes, altes Haus. Er schenkte dem Verein den schönen Wein-Pokal, den er von Deutschland mitbrachte, als er von dem Besuche während der deutsch-französischen Kriegszeit, von dort zurückkehrte. Seine Betheiligung an dem Album besteht in verschiedenen ornamentalischen Zeichnungen. Kaiser starb am 16. Mai 1874, wenige Monate nach der Feier seiner silbernen Hochzeit. Er wurde beerdigt im Mount Moriah Cemetary.

August Wegener

war geboren 1821 in Frankenthal, in der Rheinpfalz, wo er die Schule besuchte und seinen ersten Unterricht im Zeichnen erhielt. Er besuchte die Münchener Akademie und lithographirte eine Zeit lang mit A. Hohenstein bei Piloti. Im Jahre 1840 ging er nach Manheim, wo er Crayon-Porträts machte. Als er Deutschland verließ, ging er zuerst nach Brüssel. Er hatte dort einen Bruder, der Lithograph und zugleich Photograph war. Von Brüssel ging er nach Amerika, zuerst nach Pittsburg, später nach Philadelphia. Er machte hier, fast ausschließlich, Porträts, in Kreide oder Aquarell. Wegener war für uns eine eigenthümliche, ergötzliche Figur. Wegen seiner Wohlbeleibtheit und seines unverwüstlichen Humors nannte man ihn gern unsern Falstaff. Er war nicht sehr erbaut über diesen Titel, welches wohl der Grund war, daß er ihm so reichlich zu Theil wurde. Obschon ein guter Zeichner, hat er wenig in die Mappe gebracht. Er zog es vor, mit der Feder zu schaffen, womit er ein bedeutendes Contingent von Beiträgen geliefert hat. Zu seinen besten Sachen gehört „Die Gardinenpredigt." Sein breiter, drastischer Humor entfaltet sich in dieser Arbeit in seiner ganzen Eigenart. Er schrieb für unsere Bühne eine Menge Theaterstücke, wovon einige mit Erfolg aufgeführt wurden. Das war seine höchste Ambition. Seine Muse war nicht übermäßig ätherisch; im Gegentheil, sie war eine handfeste, kerngesunde Person, und man würde ihr Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, sie habe zu viel auf Glace-Handschuhe gehalten. Es kam ihm nicht darauf an, ob er selbst oder ein Anderer die Zielscheibe seines Humors war. Hörte er zuweilen von der andern Seite des Zimmers das Wort „Lump" oder etwas Ähnliches, so griff er wohl mit komischer Bestürzung nach Hut

und Stock und sagte: „Weh' mir! Ich bin erkannt." Er deklamirte gern und hatte eine Anzahl Shakespeare'scher Kraftausdrücke immer zur Hand für augenblicklichen Gebrauch. So sagte er einst einem jungen Freund, dem ein volles Glas Bier auf unerklärliche Weise verschwunden war: "Thou canst not say I did it." Er war in manchen drolligen Federkrieg verwickelt. Bei einer Festlichkeit entfuhr ihm der Ausdruck: „Dieses lykurgische Gastmahl." Und als er die darauf folgende allgemeine Heiterkeit bemerkte, verbesserte er: „Wollt ich sagen, dieses lucullische Gastmahl." Aber es kam zu spät. Von heute an trank man nur lykurgisches Bier und bestellte lykurgisches Sauerkraut und Leberwurst, bis das Thema erschöpft war. Auf einem der Privat-Kränzchen, welche unsere „namenlose" Frauen zuweilen dem Verein gaben, stand einst an Wegener's Stelle neben andern guten Sachen ein separater Teller, darauf lag eine Blutwurst. Sie war fett wie eine Schnecke und an den Rändern war sie geschmückt mit veilchenblauen Bändern. Sie lag auf einem Zettel, und auf dem Zettel standen — Verse von Lykurgus. Er las und sprach: Die Knittelverse sind dünn; aber die Wurst ist dick und gut für einen Lunch, und steckte sie in die Tasche. Aber wie ein Mensch Unglück haben kann! Das theure Pfand gerieth später in unrechte Hände. Ein Feind hatte es entwendet. Er aß die Wurst und schickte dann später das Fell, wohl verpackt in einer Christmas Box in den Verein. Das war zu viel! — Aber der Tag der Rache kam. Die Vergeltung erschien zuletzt in der Gestalt des schauerlichen Drama's von der „Blutwursthaut." Hier war A. Wegener in seinem richtigen Fahrwasser. Als Charakteristik diene hier blos die Erwähnung der Namen von den handelnden Personen:

Sus, der Geist einer alten Sau.
Suschen, ihre Tochter, eine Blutwursthaut.
Ferdinand, ein Wütherich.
August, ein schöner Jüngling.

Die Wirkung von diesem porko-psychologischen Erguß ist überwältigend. Die Tugend wird belohnt, der Bösewicht bestraft. Der Autor selbst beschreibt den Effect: „Die Rührung wird allgemein und ansteckend. Der Vorhang fällt. Erschütterung! Man hört leises Schluchzen im Parterre.

Wegener ging später nach Pittsburg, von wo er noch einige Beiträge an den Verein geschickt hat. Er starb dort im Jahre 1873.

Theodor Leonhardt,

war geboren den 5. October 1818 zu Bautzen, Königreich Sachsen. Sein Vater war dort Advokat. Nachdem er bis zu seinem 16. Jahre die Schule besucht hatte, kam er in das Geschäft von Benecke in Leipzig in die Lehre, um

die Lithographie zu erlernen. Nach siebenjähriger Lehrzeit nahm er eine Stelle an in Rudolstadt, wo er 3 Jahre lang blieb. Als eifriger Musikliebhaber schloß er sich dem Thüringischen Musikverein, so wie auch dem dortigen Gesangverein an und war in beiden ein thätiges Mitglied. Im Jahre 1844 übernahm er die Leitung eines Geschäfts in Görlitz, und in 1847 etablirte er ein eigenes Geschäft in seiner Vaterstadt Bautzen, wo er auch in demselben Jahre heirathete. Das darauf folgende Jahr erschütterte alle Aussichten auf Erfolg, so daß er sich entschloß, nach Amerika auszuwandern. Im Jahre 1849 verließ er mit seiner Familie, Frau und zwei Kindern, seine Vaterstadt, und landete nach einer äußerst beschwerlichen Fahrt von drei Monaten in New York. Sein Unstern führte ihn an diesen Platz zu einer Zeit, wo dort die Cholera grassirte, und in Folge dessen die Geschäfte darniederlagen. Schon in den ersten Wochen raffte die Cholera seine beiden Kinder fort, und er war gezwungen, eine Stelle anzunehmen mit äußerst bescheidenem Salär. Aber auch diese verlor er bald durch die gänzliche Stockung des Geschäfts. Er schlug sich durch so gut er konnte bis zum Jahr 1850, zu welcher Zeit er eine Stelle in Philadelphia annahm. Er blieb an diesem Platz 1½ Jahr und arbeitete später für eigene Rechnung; er etablirte sich dann mit drei andern Theilhabern unter der Firma: Traubel, Leonhardt, Schnabel & Finkeldey. Er schied jedoch bald aus dieser Firma und gründete ein eigenes Geschäft. Es gedieh trotz der großen Hemmnisse, welche die Krisis von 1857 und später der Bürgerkrieg verursachten. Im Jahre 1865 nahm sein Geschäft einen erheblichen Aufschwung. Das Petroleum war in Pennsylvanien entdeckt worden, und überall bildeten sich Compagnien zur Ausbeutung desselben. Es wurden viele Bonds und Certificates of Stock gebraucht, die speziell in sein Fach einschlugen, und da kam auch für unsern Leonhardt die Zeit "to strike ile." Nach zwanzigjähriger angestrengter Arbeit erlaubte er sich den Luxus auf ein Jahr nach Deutschland zu gehen.

Für den Künstlerverein zeigte er ein reges Interesse. Seine künstlerischen Beiträge waren meistens kalligraphische Blätter. Auch hat er einige hübsche Gedichte für die Kneipzeitung geliefert. Die Lieblingsform der letzteren Beiträge war das Epigram, wofür er eine besondere Vorliebe und Geschicklichkeit zeigte. Hatte Jemand ungewöhnlich viel in „Blech gearbeitet," so konnte man sich ziemlich sicher darauf verlassen, daß Leonhardt die Begebenheit durch ein niedliches Epigram feierte. Er war zugleich ein thätiges Mitglied des Jungen Männerchors.

Theo. Leonhardt war von Charakter rechtlich und sittlich. Er besaß eine bedeutende Arbeitskraft und Ausdauer, welche es möglich machten, daß er ein solides Geschäft gründete, welches jetzt von seinem Sohne fortgesetzt wird.

Er starb im Jahre 1877, den 9. August.

Ernst Starkloff

war geboren 1820 in Gotha. Er lernte dort die dekorative Bildhauerei unter der Leitung des Hofbildhauers Scholl zu Darmstadt. Er war lange betheiligt an der Ausführung mehrerer Kunstbauten des Königs Ludwig I. von Bayern. Seine letzte Arbeit in Deutschland war an der griechischen Kapelle in Wiesbaden. Er ging von hier nach Amerika wo er im Frühjahr 1852 in Gesellschaft seines Neffen Eduard Stauch landete.

Er machte schöne Arbeit in Marmor sowie in Holz und war zugleich ein geschickter Cameoschneider. Der schöne Adler auf dem Monument des jungen Artillerie-Officiers Greble, der bei Big-Bethel fiel, im Anfang des Bürgerkrieges, ist Starkloff's Arbeit. Eine köstliche Karikatur machte er von Schmolze. Starkloff, der klein und dick war, fand eines Tages eine Zeichnung, die ihn in burlesker Weise darstellte. Er erkannte den Autor und rächte sich auf gleiche Weise. Schmolze war mager. Die Karikatur zeigt als Leib ein Bierfaß mit ewig offenem Spund. Darunter zwei abgenutzte Besen als Beine. Die Arme waren Heugabeln und standen beinahe im rechten Winkel zu dem Faß, ungefähr wie man eine Figur als Vogelscheuche aufbaut. Ueber dem Faß ein breiträndriger Hut. Von dem Gesicht darunter sah man nur Nase und Bart; aber Hut, Nase und Bart gehörten unverkennbar dem Schmolze. Als Text darunter stand so etwas, wie:

Hühneraug hän mer net,
Wadekrampf kriegt er net.

Dann folgte ein Jodler.

Wadekrampf!! Darin lag der Stachel. Starkloff war der Vater unseres Pokals „Der Eichelmaier". Er hatte ihn aus einem Eichenstamm geschnitzt. Er durfte sich etwas darauf einbilden, denn selten ist eine Statue so viel besungen, so oft und so innig geküßt worden als der Eichelmaier; d. h., wenn er mit Bier gefüllt war.

Starkloff starb im Jahre 1870, den 17. Februar.

Christian Schüssele.

Im Jahre 1844, unter der Regierung des Bürgerkönigs Louis Philipp, existirte in Paris, in der rue vieille de la monnaie ein lithographisches Atelier, worin Franzosen und Deutsche arbeiteten. Der Platz war eine Art Absteige-Quartier für frisch Angekommene; denn, wenn sonst in der Stadt keine Arbeit aufzutreiben war, so fand man hier zur Noth Beschäftigung. Der Patron engagirte gewöhnlich doppelt so viel Leute, als er beschäftigen

konnte. Man muß die Weisheit dieser Maßregel anerkennen, wenn man erwägt, daß halb beschäftigte Leute immer mehr geneigt sind, für geringe Bezahlung zu arbeiten, als solche, die vollauf zu thun haben. Im Hochsommer 1844 trat ein junger Mann unter die Zahl dieser Kunstjünger. Er trug das gewöhnliche Sammtröckchen der Künstler. Er hatte schwarzes, gelocktes Haar, seine Hautfarbe war frisch, und zart angehaucht, wie die eines jungen Mädchens, und dabei schauten seine hübschen, treuen Augen klug und gutherzig in die Welt.

Das war der vor einigen Jahren hier verstorbene Prof. Christian Schüssele von der Academy of Fine Arts. Er war geboren 1824 in Gebweiler (französisch Guebviller), einem romantisch gelegenen kleinen Städtchen am Fuße der Vogesen, im Elsaß. Er erlernte die Lithographie in dem Geschäft von Simon in Straßburg. Er zeigte viel Talent und hielt sich etwas zurückgezogen von der Mehrzahl seiner Collegen. Während die Leichtfertigen von diesen Leuten ihre kleine Gage an der Bariere verjubelten, pflegte er in seinen Freistunden sich mit Malen zu beschäftigen. Er lieh sich anfangs von einem Kunsthändler Bilder, an welchen er copirend die Technik der Malerei studirte, denn schon damals steuerte er mit Methode und Beharrlichkeit auf das Ziel los, Maler zu werden. Er war sehr solide; ich verdankte ihm die Kenntniß von einem Lokal, wo man für wenig Geld ein „vernünftiges" Glas Bordeaux oder Burgunder erhielt. Er hatte einen ruhigen, gemüthlichen Humor. Sein Lachen war eigenthümlich, nicht laut, mehr innerlich. Kam es stark, so wischte er sich die Augen ab, das war die höchste Potenz. Er blieb nicht länger als nothwendig in seiner ersten Stellung und arbeitete später in Chromobildern bei Engelman und Graf. Im Jahre 1848 ging er, wie so viele Andere nach Amerika und fand in Philadelphia eine Stelle als Lithograph in dem Geschäft von Duval. Er verließ mit der Zeit die Lithographie und malte; zugleich machte er viele Original-Zeichnungen für Banknoten, Diplomas 2c. und zeichnete zugleich für Holzschnitte. Seine Bilder sind zu bekannt und der Raum hier zu klein, um sie zu erwähnen. Er hatte das Unglück, von einer Krankheit (Lähmung der Glieder), die nicht geheilt werden konnte, befallen zu werden. Ein nervöses Zucken ergriff anfangs seine Hände und erstreckte sich später auf Arme und Beine. Und dabei malte der Mann und versah zugleich seine Stelle als Professor der Akademie bis zu seinem Tode. Er war einer der Gründer der „Namenlosen," besuchte den Verein aber selten und hat, so viel ich weiß, keinen Beitrag für die Sammlung gebracht. Der Anfangs im Verein herrschende Karikaturen-Krieg war für sein sensitives Gemüth abstoßend. Er ertrug sein schweres Leiden mit großer Geduld. Er klagte nie. Ich besuchte ihn einige Monate vor seinem Tode. Er war damals körperlich eine Ruine. Nur sein klares, geistvolles Auge war unverändert. Manchmal während der Unterhaltung nahm das er-

wähnte Zucken so überhand, daß ich ihm beide Hände festhalten mußte, und wenn ich ihn in dieser Stellung zuweilen an einen alten Pariser Schwank erinnerte, so zeigte sich auf seinem Gesicht wieder das mir so wohl bekannte gedämpfte, innerliche Lachen. Er starb am 20. August 1879, als Künstler und Mensch hochgeachtet.

Carl Harnisch.

Geboren zu Altenburg in Sachsen am 1. Januar 1800. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt bis zu seinem 14. Jahre und wurde dann einem Tischler in die Lehre gegeben. Das Handwerk jedoch behagte ihm nicht. Er wollte Künstler werden. Sein Vater schickte ihn endlich zu einem Freund, Namens Hassel, der Kupferstecher war und nebenbei Stadtprospekte machte. Dieser Mann erhielt einen Ruf nach Petersburg, veranlaßt durch einige Arbeiten, vermuthlich Stadtprospekte, die der Kaiser Alexander auf einer Durchreise durch die Stadt gesehen hatte. Carl Harnisch war bereit, mitzugehen. Sie kamen aber nicht weiter als Berlin. Der russische Gesandte konnte ihnen in dieser Zeit des Drangsals nicht die nöthigen Mittel zur Weiterreise nach Rußland geben. Carl wurde hier seiner Lehrlings-Verbindlichkeiten entbunden und besuchte die Akademie zu Berlin. Der Vice-Director, ein Herr Bergen, fand Gefallen an dem talentvollen und bescheidenen Knaben. Er arbeitete unter der Leitung dieses Meisters bis zu dessen Tod, worauf er eine Stelle als Gehilfslehrer an der Akademie erhielt. Er bekleidete dieses Amt bis zum Ausbruch der Revolution in 1848, verließ dann Berlin, verlebte ein Jahr in Altenburg und ging 1849 mit seinem Landsmann Eduard Schnabel nach Philadelphia, wo er zwei Brüder hatte. Hier gab er Unterricht im Zeichnen, lithographirte zuweilen und führte andere künstlerische Arbeiten aus. Unter Anderen malte er in dem Hause 1512 Walnut Straße für Dr. W. C. Swann an Decke und Wänden, mythologische Bilder, die sehr bewundert wurden. Er war einer der Gründer des Künstlervereins, hat aber das Lokal nur selten besucht. Er hatte eine große Anzahl von Zeichnungen, das Gedicht von Freiligrath „Die Karavane nach Mekka", illustrirend, für ein Fries gemacht, eine Arbeit, die einen außerordentlichen Reichthum der Fantasie bekundete. Schmolze nannte diese Arbeit, weil sie aus einer langen Reihe von Zeichnungen im länglichen Viereck bestand: „seinen Bandwurm" und ersuchte Harnisch in einem Leitartikel der Kneipzeitung einige Theile dieses Wurms dem Künstleralbum zu widmen. Der Aufsatz enthielt trotz der satirischen Bezeichnung ein Lob für den Künstler. Harnisch war nicht zugegen. Es wurde ihm durch die zweite und dritte Hand zugebracht und mißverstanden. Er war verletzt und kam nicht wieder in den Verein. Harnisch war bei vielem Talent von bei-

nahe kindlicher Bescheidenheit. Auch nicht die geringste Spur eines Geschäftsmannes war bei ihm zu finden. Er war fleißig, wenn er Arbeit hatte, aber „gleich der Lilie des Feldes" dachte er nie an das Säen und Spinnen. Er starb im Jahre 1881, am 9. August, zu der Zeit gerade so alt, wie das neunzehnte Jahrhundert.

Carl Eduard Schnabel

war geboren am 1. Januar 1820 in Penig, Königreich Sachsen. Er besuchte von seinem 14. bis zu seinem 17. Jahre die Dresdener, später zwei Jahre die Düsseldorfer Akademie, und studirte in der Leipziger Schule von 1845 bis 1846. Er kam nach Amerika im Jahre 1849 mit seinem Landsmann Carl Harnisch. Die Lithographie hatte er durch Selbstübung in Deutschland erlernt, und seine Geschicklichkeit im Kreidezeichnen verschaffte ihm sofort eine Stelle in der lithographischen Anstalt von Duval in Philadelphia, wo er drei Jahre beschäftigt war, bis zur Gründung des Geschäfts von Traubel, Schnabel, Leonhardt & Finkeldey. Im Jahre 1863 trat er aus diesem Geschäft und widmete sich ausschließlich der Anfertigung von Porträts in Oelfarben und Kreide. Schnabel war in seinen jüngeren Jahren ein ausgezeichneter Tenorist und thätiges Mitglied des Jungen Männerchors. Er war der vierte Präsident der „Namenlosen." Unter seine künstlerischen Beiträge gehört das Aquarell „Scherz und Ernst." Er starb im Jahre 1883 am 5. August.

Alexander Finkeldey

war geboren im Jahre 1820, den 9. September, in Frankenburg, Hessen-Kassel. In seinem 19. Jahre ging er nach Amerika und kam in das Geschäft von Ed. Weber in Baltimore, wo er die Steindruckerei erlernte. Er war der vierte Partner in demselben Geschäft mit Traubel, Leonhardt & Schnabel. Die Andern traten alle nach und nach aus dieser Firma, welche er allein vertrat bis zu seinem Tode. Finkeldey gehörte eigentlich nicht zur „Zunft" der Künstler und wollte deshalb, als der Verein gegründet wurde, nicht dazu beitreten. Er wurde aber gewissermaßen dazu gepreßt und war dort ein gern gesehenes Mitglied. Er starb im August 1883.

Zum Nachlaß des Vereins an die Deutsche Gesellschaft gehört unter Anderm das Album der Zeichnungen und die „Kneipzeitung." Sie enthalten ein Stück von unserm Leben aus den besten Mannesjahren. Sie illustriren einen Zeitraum der hinausreicht über ein Vierteljahrhundert bis zu einer Zeit, wo das Leben in den Leuten stärker pulsirte. Man findet darin Vorzügliches, Gutes, Mittelmäßiges und auch Schwaches. Jeder Beitrag wurde

mit Achtung aufgenommen, und das Geringste ist durch alle diese Jahre mit derselben Pietät aufgehoben worden, wie das Beste. Der Geist und der Humor schaut aus diesen Sachen heute noch so frisch wie vor Jahren. Die Autoren selbst sind meistens abgetreten. — Sie schaffen nichts mehr. — Es war daher mein Wunsch, jetzt, da das Gedächtniß noch frisch ist, einige Mittheilungen über diesen Verein in das Archiv des Pionier-Vereins niederzulegen, als Commentar zu dem Nachlaß, zum bessern Verständniß der Erblasser selbst und zuletzt auch — als ein bescheidenes Epitaph "in memoriam" dem einstigen Verein der „Namenlosen" und seinen verstorbenen Gründern.

3 0112 098696120